



Josefina Kesseli-Hager - die Barrièrenwärterin

Erinnerungen der Kinder, Pius Kesseli, Werner Kesseli und Rita Vaney-Kesseli

Unsere Mutter wuchs im stattlichen Rheintalendorf Gams auf. Sie wurde am 12. April 1911 als 2. von 7 Kindern geboren. Ihr Vater, Josef Hager, war das Jüngste von 16 Kindern. Die sehr musikalische Hager-Familie, bekannt als «Gygeboge Hägerlis», spielte überall zum Tanz auf und gründete an verschiedenen Orten Dorfmusikvereine.

Josef Hager heiratete die fesche Tirolerin Hermine Fischer aus Innsbruck, die ihm 3 Töchter und 4 Söhne schenkte. Die Familie war alles andere als auf Rosen gebettet, und als der Jüngste erst zweieinhalb Jahre alt war, starb die Mutter am 21.4.1922. Der Vater, arm und hilflos, war mit dem Aufziehen seiner Sprösslinge überfordert, und so wurden diese zu Verdingkinder. Früh mussten sie sich selbst durchs Leben schlagen.

Mutter war 21 als sie als Haushalthilfe auf den «Kesselihof» nach Flawil kam, wo sie sich in Philipp verliebte. Nach deren Eheschliessung führten sie den Hof, derweil Philipps 3 Brüder nach Kanada auswanderten. Leider verstarben 2 der Brüder, und der Dritte kehrte nach Hause zurück, wo er den Hof wieder übernahm. So musste die junge Familie eine neue Existenz schaffen. Sie zog nach Arnegg, wo Vater Philipp für einen bescheidenen Lohn auf dem Bau arbeitete.

Im Jahre 1938 - die Familie war inzwischen auf 6 Personen angewachsen - mussten sich unsere Eltern nach einem Nebenverdienst umsehen, denn der Zahltag des Vaters, 200 Franken monatlich, reichte nirgendwohin. Per Zufall erfuhr unsere Mutter, dass in Hauptwil die Stelle einer Barrièrenwärterin zur Besetzung freigeworden war. Sie bewarb sich und

erhielt den Posten. Bedingung war, dass wir unseren Wohnsitz von Arnegg nach Hauptwil verlegen mussten. Wir fanden dort Unterschlupf im oberen Stock eines alten Bauernhauses. Der Ort, wo die Barrièren (insgesamt deren 4) bedient werden mussten, war ca. 1 km vom Wohnort entfernt. Die Mutter legte die Strecke mit dem Velo zurück, und dies oft mehrmals täglich, denn die Züge fuhren damals in unterschiedlichen Intervallen. Eine Barriere befand sich direkt beim Postenhäuschen, die zweite war ca. 400 m, die dritte ca. 600 m in entgegengesetzter Richtung, und die vierte ca. 800 m in gleicher Richtung installiert.

Die Barrièren waren vom Posten her mit Draht verbunden und mussten jeweils mit einer Handkurbel heruntergelassen und nach Zugsdurchfahrt wieder heraufgedreht werden, was vor allem für die weiter entfernten Barrièren mit enormem Kraftaufwand bewältigt werden musste. Bei längeren Zugsintervallen konnte die Mutter jeweils mit dem Velo kurz zur Wohnung fahren, um die nötigsten Verrichtungen zu besorgen, aber sie musste immer auf der Hut sein, ja nicht den nächsten Zug zu verpassen, um die Schranken jeweils rechtzeitig zu schliessen. Dass dieses Hin und Her, vor allem im Winter, bei jedem Wetter, mit enormem Kräfteverschleiss verbunden war, liegt auf der Hand. Als sich dann noch ein fünftes Kind anmeldete, musste nach einer Lösung gesucht werden. Der für Barrièrenwärter zuständige Bahnmeister hatte ein Einsehen.



Bahnwärterhaus im Langfeld, Gossau – «Langfeldhüsli»

Eine bedeutend weniger anstrengende Stelle mit nur zwei Barrièren wurde in Gossau frei, und nach sechs Jahren strengster Tätigkeit konnte die arme Mutter aufatmen. Die mühsamen und erschöpfenden Velofahrten hatten ein Ende, denn wir konnten in Gossau im Bahnwärterhaus, unmittelbar neben der Barrièrenbedienung Wohnsitz nehmen. In Gossau gab es noch drei Mal Nachwuchs.

Es ist beeindruckend was unsere Mutter mit einem 10-Personen-Haushalt und der verantwortungsvollen Aufgabe als Barrièrenwärterin vollbracht hat.

Täglich stand sie um 5 Uhr früh auf dem Posten (der erste Zug passierte um 5 Uhr 30). Frühstück stand jeweils bereit, und jeder bekam sein Pausenbrot mit. Im Winter war das Aufstehen im ungeheizten Haus noch mühsamer. Aber nicht für uns Kinder, denn Mama hatte jeweils bereits « angefeuert », sodass wir in einer angenehm warmen Küche frühstücken durften.

Der Alltag im "Langfeldhüsli" wurde stark vom Beruf unserer Mutter geprägt. Der Haushalt musste sich zwingend dem Zugfahrplan anpassen. So reichte z.B. die Zeit fürs Bettenmachen knapp zwischen Zug X und Zug Y. (Wie sie dies im "Bubenzimmer" schaffte, bleibt uns noch heute ein Rätsel, denn auf so engem Raum befanden sich 5 mehr oder weniger auf «Tetris»-Art platzierte Betten.) Sämtliche Hausarbeiten mussten dem Fahrplan-Rhythmus der Züge angepasst werden. So wusste unsere Mutter zum Beispiel, dass die zwischen der Passage von Zug X und Zug Y aufgesetzten Kartoffeln auf den Punkt weichgekocht waren. (Zu weich gekochte Kartoffeln zeugten von einer Zugsverspätung.) Bei grösseren Intervallen reichte es hin und wieder zu einem knapp berechneten Schnelleinkauf im Dorf mit dem Velo. Dies jeweils unter grösster Anspannung, denn der nächste Zug durfte auf keinen Fall verpasst werden.

Der Stationsposten bestand aus dem Wärterhüsli und dem «technischen Hüttli», wo die Barrièren bedient wurden. Die Einrichtung vom Wärterhüsli war einfach gehalten: Ein Tisch, ein Stuhl, eine Bank, ein schmaler Wandschrank und ein kleiner Gusseisen-Holzofen. Der Raum roch stark nach verbranntem Schwellenholz, das die Bahn zum Heizen zur Verfügung stellte.

An der Wand befand sich das Streckentelefon. Der gewünschte Nachrichtempfänger wurde durch schnelles Drehen der Kurbel aufgerufen. Jeder Posten besass sein eigenes Rufzeichen (z.B., einmal lang, zweimal kurz, usw.). Dann gab es noch das Kollektivzeichen, bei welchem sich sämtliche Beteiligten zu melden hatten.

Für den Nachtdienst war unsere Nachbarin, Frau Frei, zuständig. Zwischendurch fand auch, jeweils nur für ein paar Tage, ein Schichtaustausch der beiden Frauen statt.

Willkommen waren die von der SBB in beschränkter Anzahl zugesprochenen Freikarten, von welchen auch wir Kinder profitieren konnten. Unsere Mutter hätte zwar gratis reisen können, doch fehlte ihr gezwungenermassen die Zeit dazu. Eine Ausnahme gab es allerdings. Da das Haareschneiden in Österreich bekannterweise günstiger war, fuhr sie bei Bedarf mit dem Zug nach Bregenz. Auch profitierte sie hin und wieder von den kostenfreien Bahnfahrten, um Verwandte zu besuchen.

Die Hausarbeit war mühsam und musste ohne moderne Hilfsmittel bewältigt werden. Waschmaschine gab es keine. Die schmutzigen Socken (selbstgestrickt) mussten Stück für Stück im Seifenwasser von Hand gerubbelt werden. In der Waschküche befand sich ein holzbeheizter Kupferkessel, welcher für Kochwäsche (Bettlaken, Küchentücher, usw.) eingesetzt wurde. Der Wäschetag wurde jeweils auch zum Washtag für uns Kinder. Da das «Kupferchessi» noch ausreichend heisses Wasser hergab, reichte es noch für ein Bad in der verzinkten Badewanne.

Die luftgetrocknete, sorgfältig gebügelte Wäsche fand man dann säuberlich geordnet in Schrank und Schublade. Soweit nicht zwischendurch « gekleckert » wurde, gab es jeweils frische Kleider montags für die Schule. Dabei muss noch erwähnt werden, dass es natürlich auch Sonntagskleider gab, die einer besonders sorgsamem Behandlung bedurften.

Trotz der bescheidenen Verhältnisse, in denen wir lebten, hat es uns an nichts gefehlt. Zu Kriegszeiten hat unsere Mutter auch noch ausländische Kinder aufgenommen und durchgefüttert. Wir waren eine fröhliche Familie. Musizieren war in dem kleinen Haus nicht möglich, dafür wurde viel gesungen. Wir hatten ein offenes Haus. Besuch war jederzeit willkommen und

wurde von unserer Mutter jeweils liebevoll bewirtet. Sie war eine ausgezeichnete Köchin und verstand es, mit wenigen Zutaten köstliche Gerichte hervorzuzaubern. Mutters Tiroler Speckknödel und ihr «Chüngelibraten» (aus Vaters Kaninchenzucht), waren legendär.

Übrigens, alles was Vaters grosser Selbstversorger- Gemüsegarten hergab, wurde von Mama sorgfältig verarbeitet. Frischgemüse kam direkt auf den Tisch, der Rest wurde eingemacht damit für den Winter gesorgt war. Wie viele Kilos Stangenbohnen fanden sich da in Einmachgläsern! Dabei kam wieder das «Kupferchessi» in der Waschküche zum Einsatz. Die Gläser wurden im kochenden «Chessiwasser» sterilisiert, die Bohnen kurz blanchiert und schön in die Gläser «inebigelet». Man konnte die fleissige Hausfrau in dem dichten Dampf kaum erkennen. Wie sie es schaffte, den Bohnenberg durch die angeschlagenen Brillengläser zu verarbeiten, bleibt uns noch heute ein Rätsel.

Mamas «Freizeit» verbrachte sie mit Strick- oder Flickarbeit. Sie gab sich grosse Mühe, Vaters «Übergwändli» so fachgemäss wie möglich zu reparieren und war jeweils stolz auf die perfekt gelungenen «Blätz». Die Freizeitbeschäftigungen der Kinder bestanden meist aus Besorgungen, wie Fleisch, Brot, Zeitungen austragen, im Garten helfen oder bei den Bauern einspringen, was hin und wieder einen kleinen Beitrag in die Familienkasse brachte.

Alle durften eine Lehre absolvieren und wurden tüchtige Berufsleute. Leider erkrankte Mutter schon früh an Diabetes. Mit eiserner Disziplin hielt sie die Krankheit im Griff. Es war eine kräftezehrende Herkulesaufgabe, eine so grosse Familie zu versorgen, zu kleiden und auszubilden. Und dies trotz bescheidenem Budget.

Mutter durfte noch die glücklichen Hochzeiten ihrer acht Kinder erleben und sich zu Lebenszeiten an 18 Enkelkindern erfreuen (insgesamt wurden es 21).

Ihr Leben war geprägt von ihrer Liebe zur Familie, ihrem Pflichtbewusstsein, von Disziplin, Fleiss und ihrem starken Glauben.

Es war ein Riesenschock als unsere Mutter mit 66 Jahren, am 23.12.1977 nach einem Mittagsschlaf nicht mehr erwachte. Vater folgte ihr 7 Monate später, am 3. Juli 1978.

Montbovon, 6.2.2024